

Einblicke in die DDR: Ein Pfarrer erzählt aus seiner Zeit

Interview mit Pfarrer Clemens-Michael Kluge

Wie war das Leben in der DDR? Herr Kluge erzählt aus seiner damaligen Zeit in der DDR, seinen persönlichen Erfahrungen und wie man in der DDR mit dem Christentum gelebt hat.

Gab es Zeiten, in denen Sie wegen Ihrer religiösen Überzeugung Schwierigkeiten hatten?

Ja, die gab es durchaus. Ich war zwar bei den Jung- und den Thälmann-Pionieren. Das ging ja von der ersten bis zur siebten Klasse und meine Eltern wollten mir da noch ersparen, anderen ständig erklären zu müssen, warum ich nicht in diesen Organisationen bin. Als ich dann aber in der achten Klasse aus Gründen meiner religiösen und auch politischen Überzeugung nicht in die FDJ (Freie Deutsche Jugend) eingetreten bin, war ich in der Gruppe meiner Klasse schon manches Mal etwas isoliert. Andererseits fanden es manche aus der Klasse auch gut und meinten bei den angesetzten Nachmittagsveranstaltungen der FDJ: „Sei bloß froh, dass du da nicht drin bist, dann hast du den Nachmittag frei. Und außerdem ist es sinnlos und langweilig...“

Richtig schwierig wurde es in der Abiturstufe. Damals war es ja so, dass man erst nach dem Abschluss der 10. Klasse auf die Erweiterte Oberschule (ähnlich dem heutigen Gymnasium) ging, um das Abitur abzulegen. Vorher blieb man von der ersten bis zur zehnten Klasse zusammen.

In der Abiturstufe Klasse 11 an der EOS hatte ich einen Klassenlehrer, der mich fragte: „Du bist doch jetzt gut integriert in der Gruppe, oder?“ Ich bejahte diese Frage, woraufhin der Lehrer antwortete: „Wenn du willst, dass das so bleibt, dann tritt in die FDJ ein. Sonst könnte sich das sehr schnell ändern!“ Als ich dem nicht zustimmte, wurde ich zwei Stunden lang von ihm mit übelsten Vorwürfen belegt und regelrecht fertig gemacht. Ich wäre das Letzte und eigentlich nicht wert, an dieser Schule zu sein. Er brüllte mich zwei Stunden lang an. Das Ganze geschah zwei Mal. Ich habe meinen Eltern damals nichts davon erzählt, weil ich so verwirrt war und auch noch glaubte, dass es an mir liegt und ich die Schuld daran habe.

In der 12. Klasse bekamen wir einen anderen Klassenlehrer, der mich einfach nur fragte: „Clemens, bist du jemals gefragt worden, ob du noch in die FDJ eintreten willst?“ Ich bejahte das und habe gesagt, dass ich das nicht möchte und damit hatte sich die Sache für ihn und dann auch für mich erledigt. So unterschiedlich konnte das sein.

Nun, natürlich war es auch an der Tagesordnung, dass ich als Kind eines Pfarrers, der damals auch noch eine Einrichtung der Diakonie für Menschen mit Behinderung leitete, und als jemand, der selbst auch Pfarrer werden wollte, ständig damit konfrontiert war, dass ich wegen meines Glaubens und meines kirchlichen Hintergrundes lächerlich gemacht wurde. Manchmal auch durch Lehrpersonal vor der ganzen Klasse, viel öfter aber durch Klassenkameraden, weil der DDR-Staat eben Kirche nicht so gern sah. Das haben die Kinder wohl auch von ihren Eltern gehört und dann auch mir gegenüber umgesetzt. Und damit war es eigentlich kontinuierlich über meine Schulzeit hin so, dass ich für meinen Glauben verlacht und verspottet wurde, auch mit dem Argument, dass es doch total unlogisch und irrsinnig sei zu glauben.

Einer meiner Klassenkameraden war auch kirchlich geprägt, hielt das aber immer geheim. Erst in der achten Klasse habe ich das zufällig erfahren. Als ich ihn darauf ansprach, hat er sehr ungehalten reagiert. Erst jetzt, vor wenigen Monaten habe ich eine Mail von ihm erhalten. Ich habe ihn vor fast vierzig Jahren zuletzt gesehen und gesprochen. Er schrieb mir in seiner Mail,

dass er damals nicht verstand, wie ich das Lächerlichmachen der anderen über meinen Glauben aushalten konnte und dass ihm die Erinnerung an sein damaliges Schweigen jetzt unangenehm sei.

Wie wurden religiöse Feiertage und Veranstaltungen in der DDR gefeiert oder wahrgenommen?

Auch in der DDR waren die bekannten kirchlichen Feste ja als Feiertage frei. Es war also auch keine Schule. Weihnachten, Ostern, Pfingsten war halt in entsprechender Weise wie heute auch frei. Wie es in den Familien begangen wurde, war damals unterschiedlich, wie es heute auch unterschiedlich ist.

Sicher ist heute die Beteiligung von Menschen an Krippenspielen zu Weihnachten oder anderem in einer Kirchgemeinde viel offener. Da sind auch viele dabei, die sich inzwischen für kirchliche Inhalte mehr öffnen, aber für sich daraus keine Mitgliedschaft in einer der Kirchen machen. Das finde ich auch okay so. Kirche sollte immer offen sein für alle, die sich interessieren und engagieren wollen.

An der Beteiligung an den Feiern in den Kirchen hat sich also etwas geändert. Das Begehen der Feste an sich sind aus meiner Sicht weitgehend so geblieben, außer dass alle Feste heute materiell viel aufwändiger begangen werden.

Welche Auswirkungen hatte die politische Situation auf die Arbeit und das Leben in Ihrer Gemeinde?

Ich war zur Wende 1989 erst 19 Jahre alt und damit erst in meinem zweiten Studienjahr und noch in keiner Gemeinde tätig. Aber ich kann sagen, dass wir als Kinder eines Pfarrers und zumal eines Pfarrers, der in der Diakonie tätig war, schon durchaus wussten, dass er und auch wir als seine Kinder in einem besonderen Maße im Blick des Staates waren.

Wir wussten dann mit zunehmendem Alter – wir waren als Kinder ja noch jung und konnten vieles nicht einschätzen – dass es durchaus auch Menschen geben kann, die Informationen über uns an staatliche Stellen weitergeben. Bei meinem Vater hat sich das so dargestellt, dass die Person in seiner Einrichtung, die für alle wirtschaftlichen Dinge zuständig war – im Prinzip seine rechte Hand in dieser Einrichtung – nach der Wende als Inoffizielle Mitarbeiterin (IM) der Staatssicherheit bekannt wurde. Das heißt, sie hat über ihn Berichte angefertigt: Was er macht, sagt und auch politisch von sich gibt. Und das war natürlich für ihn ein Schock, aber auch sehr erhellend, denn er hatte schon länger gemerkt, dass sie eine undurchschaubare Person war.

Da mein Vater zwar eine klare politische und auch religiöse Einstellung hatte, sich aber über niemanden – auch über die Verantwortlichen des DDR-Staates nicht – abfällig oder offen kritisch äußerte, bekam sie wohl wenig Material in ihre Hände. Aber natürlich hätte das auch ganz anders ausgehen können, denn solche Leute suchten ja teilweise nach vermeintlichen Schwachstellen in einer Biografie, um einen Menschen eventuell erpressen zu können. Das ist ja – auch in Kirchenkreisen – nicht selten passiert.

Leider muss ich an dieser Stelle auch anfügen, dass ich erst vor wenigen Jahren herausgefunden habe, dass mein eigener Großvater – auch ein Pfarrer, aber nicht der Vater meines Vaters, sondern der meiner Mutter – ein hochrangiger Inoffizieller Mitarbeiter (IM) der Staatssicherheit war. Ein Pfarrer, der also innerhalb der Kirche und den Gemeinden Informationen abgefasst und an den Staat weitergereicht hat. Ich vermute, dass er dazu auch erpresst wurde, es aber aus meiner Sicht hat viel zu weit kommen lassen.

Er bekam und nahm – und das finde ich persönlich sehr beschämend – dafür auch nicht wenig Geld. Das ist leider eine sehr traurige Geschichte, die ich da aufgetan habe. Und übrigens mögen manche meiner weiter entfernten Familie mich heute deshalb nicht besonders, weil ich mit dieser Geschichte sehr offen umgehe und davon erzähle.

Konnten Sie Ihre religiösen Überzeugungen frei ausleben, oder gab es Einschränkungen seitens des Staates?

Im Rahmen, wie es damals möglich war, konnte ich das schon, ja! Die DDR war im Vergleich zu anderen östlichen Ländern noch moderat. Das lag vor allem an der Nähe zum Westen. In anderen östlichen Ländern wie der Tschechoslowakei war das durchaus anders. Einmal war ich mit meinem Vater in der Tschechoslowakei bei einem Gottesdienst. Diese Gemeinde durfte sich aufgrund eines Verbotes durch den Staat nicht treffen. Der Staat befürchtete, dass die Gemeindeglieder politisch zu freie Gedanken entwickeln und den Staat stürzen könnten. Das hatten sie aber überhaupt nicht vor. Die Versammlung war geheim, fand in einem Privathaus statt. Wir hätten damals durchaus auch verhaftet werden können. Das habe ich erst hinterher von meinem Vater erfahren.

In der DDR war das etwas freier. Okay, solche Dinge wie eine Kreuzkette oder – wie es eine Zeit lang unter jungen Christen in der DDR bekannt war – einen Anstecker mit der Aufschrift „Jesus lebt“ tragen, das war nicht unbedingt erwünscht. Ich erinnere es nicht mehr genau, aber ich glaube, wegen dieses Ansteckers musste ich mich mal vor einem Schulleiter verantworten und ihn abmachen.

1988 habe ich mein Abitur abgelegt und wurde dann für die Armee gemustert. Ich habe damals den Dienst mit der Waffe verweigert, da die DDR aus meiner politischen Sicht kein demokratischer Staat war und eine Politik vertrat, für die ich keine Waffe in die Hand nehmen wollte. Das konnte ich so offen nicht sagen. Dann hätte ich wohl mit schwereren Konsequenzen rechnen müssen. Ich habe damals den Dienst mit der Waffe auch aus religiösen Gründen nicht leisten wollen. Das habe ich dann so angegeben. Stattdessen musste man dann ja als Bausoldat zur Armee gehen und bauliche Tätigkeiten ausführen. Aber auch dazu hat man mich aus gesundheitlichen Gründen nicht eingezogen. Bei den Gesprächen zur Musterung wurde ich aufgrund meiner Überzeugungen sehr abfällig und entwürdigend behandelt.

Wie war Ihr Alltag in der DDR? Gab es bestimmte Routinen oder Ereignisse, die Ihnen besonders in Erinnerung geblieben sind?

Oh, das sind sicherlich viele Dinge, die da zu nennen wären. Mir fällt sicherlich nur noch wenig ein. Aber als erstes musste ich an die Demonstrationen zum 1. Mai denken, an denen wir als Schüler alle teilzunehmen und Plakate anzufertigen hatten. Meist ging es auf den Plakaten um Frieden, Abrüstung und solche Dinge. Da habe ich dann weniger ein Problem damit gehabt und sicherlich hat man auch über manche Aussagen der Plakate weniger nachgedacht, weil es eben Pflicht war, sich so zu äußern.

Mir fällt weiter ein, dass es bestimmte Produkte eben einfach nicht oder nur sehr selten gab. Aber das ist ja bekannt. Coole Klamotten zu bekommen, das war in der DDR echt schwierig. Glücklicherweise hatte ich eine tolle Omi, die mir vieles selbst gemacht hatte oder eben mal das wenige Westgeld, das sie hatte, für ihren Enkel ausgab. Da ging es mir vergleichsweise gut. Aber manchmal waren es eben noch weitaus wichtigere Dinge des Alltags, die man brauchte, wie Ventile fürs Fahrrad oder ähnliches. Vieles gab es schlicht nicht oder nur sehr selten...

Mein Kassettenrekorder, den ich zur Konfirmation bekam, war nach wenigen Wochen kaputt. Ein typisches DDR-Produkt. Er leierte nach wenigen Tagen total und die Reparatur dauerte jedes Mal – denn es war ein Dauerproblem – mehrere Monate. Das war echt frustrierend und heute kaum noch denkbar, dass einem sowas passiert.

Das DDR-Fernsehen – besonders die Nachrichten – fand ich mega uninteressant und einfach realitätsfern. Wir haben uns darüber meistens eher lustig gemacht. Glücklicherweise lebte ich damals in der Nähe von Magdeburg und war damit rundfunktechnisch mit vielen westlichen Radio- und Fernsehsendern mehr als gut versorgt und konnte damit eine eigene, freiere Sicht auf die Welt entwickeln.

Mein Vater hat mir damals eine Schallplatte geschenkt, die aus dem Westen kam: California Dreamin'. Auf dem Cover war die Golden Gate Bridge und ich habe zu ihm gesagt: „Die werde ich wohl niemals sehen.“ Ich weiß nicht warum und auch nicht, wie er darauf kam, aber er sagte: „Es wird nicht mehr lange dauern, dann kannst du das alles sehen.“ Das weiß ich noch wie heute. Inzwischen habe ich schon vier Mal auf der Golden Gate gestanden... ;-)

Grenzübertritte waren immer etwas heikel. Man wusste nie, was einem an der Grenze passierte. Der Willkür der Polizisten war man einfach ausgesetzt. Und reisen durfte man ja eh nur in Länder im Osten wie Polen, Tschechoslowakei, Ungarn. Und beim Telefonieren wussten wir – zumal bei der Stellung unseres Vaters – dass wir sehr wahrscheinlich abgehört wurden. Damit haben wir gelebt. Das war für uns auch nichts Besonderes. Heute undenkbar für mich, dass wir damit so vermeintlich locker umgehen konnten.

Wie war das Bildungssystem in der DDR aus Ihrer Perspektive?

Das finde ich – aus heutiger Perspektive – gar nicht so schlecht! Schülerinnen und Schüler blieben bis zur 10. Klasse zusammen. Zumindest war das in meiner Zeit so. Eine Zeit lang ging man auch schon nach der achten Klasse auf die Erweiterte Oberschule, um das Abitur zu machen. Ich bin erst mit der 11. Klasse auf die andere Schule gegangen. Ich denke, dass durch das längere Beieinanderbleiben leistungsschwächere Schülerinnen und Schüler mehr Ansporn bekamen und man sich auch gegenseitig mehr durchtrug. Den Schnitt nach der vierten Klasse, wie es heute bei uns üblich ist, empfinde ich als viel zu früh.

Okay, die politische Agitation, die man in der DDR-Schule über sich ergehen lassen musste, war schon wirklich nervig. Das zog sich durch fast alle Fächer durch und eine andere politische Meinung oder gar offene Kritik an der DDR wurde im Prinzip nicht geduldet.

Lehrerinnen und Lehrer habe ich als sehr autoritär erlebt. Aber das gilt nicht für alle.

Es wurden auch nicht wenige politische Lieder gesungen, nicht nur im Musikunterricht. Und es gab dann noch die klar politisch geprägten Fächer Staatsbürgerkunde und Wehrerziehung. Wehrerziehung wurde durch einen Offizier der NVA in Uniform gehalten. Ich denke, dass da noch mehr war, aber ich erinnere es nicht mehr.

Aber als Schüler haben wir manches davon mit viel Humor und Witz genommen und manchmal auch die Lehrer mit Fragen genervt. Ich habe mich damals manchmal auch ganz schön aus dem Fenster gelehnt, provoziert und damit einiges riskiert. Heute frage ich mich, wie es sein konnte, dass ich dafür nahezu keine Probleme bekam.

Ich denke, dass der Unterricht für einen Großteil der Schülerinnen und Schüler wesentlich praxisorientierter war. Ich bin jetzt ja auch an Regelschulen tätig und erlebe nicht selten, dass viele der Schülerinnen und Schüler einfach handwerklich oder ähnlich etwas zu tun brauchen, weil ihnen das entgegenkäme und ihre Fähigkeiten dadurch viel mehr gefördert würden. Das gab es damals in der DDR und nannte sich Praktische Arbeit. Aber sicher war das auch nicht in jedem Fall ideal. Das Prinzip finde ich aus heutiger Sicht aber schon durchaus gut. Manches, was ich handwerklich zu Hause heute mache, habe ich damals auch dort gelernt.

Welche Rolle spielten politische Ideologien und Propaganda in Ihrem täglichen Leben?

Das habe ich im Prinzip nur in der Schule und in meinem Schulalltag erlebt. Ich erinnere mich noch an die Propaganda bezüglich der atomaren Aufrüstung in den achtziger Jahren. Da wurden wir vor dem „bösen Westen“ gewarnt und als Kind machte mir das schon durchaus ziemlich viel Angst. Ich hatte damals wirklich die Furcht, in einem Atomkrieg zu sterben und hatte auch diesbezügliche Alpträume.

Die meisten Menschen, die sich nach außen politisch konform – also DDR-treu – gaben, waren das in ihrem Alltagsleben und als Privatpersonen dann gar nicht so sehr. Das war schon wirklich merkwürdig, was eine solche Lebenssituation mit Menschen machen kann. Ich wünsche mir, dass ich nie wieder in einem so totalitären Staat leben muss, wie die DDR einer war.

Ich glaube, dass ich mich auch innerlich vor der politischen Propaganda abgeschottet habe und das einfach nur zum einen Ohr rein ließ und zum anderen wieder raus. Teilweise waren es ja auch immer wieder dieselben Stereotype und eigenes Denken war diesbezüglich eh nicht gefragt oder erwünscht. Und irgendwie arrangiert man sich dann damit. Vielleicht ist das auch einfach Resignation gewesen.

Welche Hoffnungen und Ängste hatten Sie für die Zukunft, als sich die DDR auflöste?

Ganz ehrlich gesagt, war es neben all dem Glück von Freiheit, das ich damals noch gar nicht wirklich fassen konnte, auch ein wenig Angst, dass jetzt alles zerfließt, sich auflöst, nicht mehr so ist, wie es war. Ich meine damit nicht die politischen Dinge, sondern die Dinge des Alltags. Es hat auch eine Weile gedauert, bis ich das erste Mal in den Westen gefahren bin. Überhaupt hat es eine Weile gedauert, bis ich die Freiheit des Reisens so genutzt habe, wie ich es dann in den Folgejahren tat. Ja, die Wende war für mich auch eine Verunsicherung und ich hatte auch Sorge vor einer Überforderung durch das viele Neue, was begann.

Ich studierte zur Zeit der Wende in Leipzig und war in meinem zweiten Studienjahr. Plötzlich gingen viele Kommilitonen an andere Unis im Westen. Dafür fehlte mir – ehrlich gesagt – der Mut. Und ich habe es auch erstmal genossen, die kleiner werdenden Lehrveranstaltungen in Leipzig zu besuchen. Das Verhältnis zu den Dozenten wurde auf einmal offener, persönlicher und damit auch lehrreicher als vorher. Erst 1991 bin ich dann nach Erlangen gegangen und habe dort für zwei Jahre studiert.

Wurden diese erfüllt?

Ich genieße nach wie vor meine Freiheit. Die geistige Freiheit und die Reisefreiheit, die Freiheit, an echten und demokratischen Wahlen teilnehmen zu können. Ich halte es mit dem ehemaligen Bundespräsidenten Gauck, der einmal sagte: „Ich werde niemals, niemals eine Wahl verpassen!“ Ich bin so dankbar, dass ich sagen kann, was ich denke und dass ich meine Überzeugungen nicht verstecken muss.

Und nach wie vor ist für mich jede Reise in ein anderes Land aufregend, spannend, Grund zum Staunen und Grund zur Dankbarkeit, dass ich das erleben darf. Das wird sich wohl nie ändern. Als Selbstverständlichkeit kann ich eine Reise – gerade in westliche Länder – immer noch nicht nehmen. Für mich ist das immer eine begeisternde Sache. Die Welt ist einfach ein mega spannender Ort...

Wie haben Sie die sozialen Beziehungen und das Gemeinschaftsleben in der DDR wahrgenommen?

Ich kann es ja nur aus heutiger Sicht sagen, weil damals alles so war, wie es war, und mir als normal und nicht besonders erschien. So war eben unser Alltag. Dass sich diese Dinge auch ändern können und man dann die Besonderheiten des Bisherigen wahrnimmt, erlebt man ja nur, wenn sich diese Dinge wie die sozialen Beziehungen ändern und man dann vergleichen kann: Wie war das früher oder vorher?

Ich denke, dass es damals weniger Unterschiede zwischen den Ständen der Menschen gab. Jemand, der vielleicht etwas mehr besaß, einen herausgestellteren Beruf, wie zum Beispiel den des Arztes/der Ärztin, hatte oder ein Handwerker war, war eben das, was er war und damit hatte es sich. Da spielt heute Haben und Sein und damit der Stand in der Gesellschaft eine viel größere Rolle und regiert auch nicht selten die Kontakte, die man hat oder eben nicht hat. Ich empfinde es so, dass man sich dadurch näher war und das Eigene – auch der Besitz – weniger eine Rolle spielte.

Heute sind die Erwartungen an vieles auch größer und weniger auf das Persönliche gerichtet. Wenn man sich damals traf, war man froh, dass man sich sah, zusammen war, gemeinsam etwas erlebte, weniger wichtig, was das nun war. Heute muss es meist unbedingt etwas Besonderes, Neues, Cooles sein. Die Ansprüche sind nicht unerheblich gewachsen.

Gab es Momente des politischen Wandels oder der Unruhe, die Sie persönlich erlebt haben?

Ja, ich habe 1989 gerade in Leipzig studiert, was Zentrum der politischen Veränderungen war. Natürlich habe ich das alles in den Nachrichten verfolgt. Aber ich hatte auch – ganz offen gesagt – Angst, dass es eskaliert, denn es gab schon durchaus sehr gewaltvolles Einschreiten der Polizei gegen die Demonstrationen nach den Friedensgebeten in der Leipziger Nikolaikirche, Verhaftungen und ähnliches mehr. Gerüchte von militärischen Fahrzeugen in den Seitenstraßen der Stadt Leipzig waren auch zu hören.

Und meine Eltern, die in den sechziger Jahren studierten, erzählten mir von Kommilitonen, die sich politisch gegen die DDR betätigten und auf einmal nicht mehr da waren. Sie waren einfach verschwunden und keiner wusste, wo sie sind. Das hatte ich alles im Hinterkopf und keiner wusste, wie das alles nun ausgeht.

Mir waren auch Worte eines Mannes in Erinnerung, der einen Fluchtversuch unternommen hatte und dann in Haft kam. Was er von seinen Erlebnissen dort erzählte, war einfach grauenvoll, entwürdigend, unvorstellbar.

Von daher war ich – ehrlich gesagt – keiner der Helden von Leipzig. Viel später habe ich bei einem Seminar einen Mann getroffen, der in der DDR oppositionell politisch tätig war. Ich habe mich bei ihm vor allen anderen für seinen Mut bedankt, der letztlich auch mir die Freiheit geschenkt hat. Daraufhin fing er an zu weinen. Er war sehr berührt und ich auch. Wir haben uns dann vor allen anderen Seminarteilnehmern umarmt und ich glaube, dass das für alle eine

sehr eindrückliche Situation war. Für mich selbst ist das natürlich eine ganz besondere Erinnerung.

In den Jahren zuvor war mehr und mehr spürbar, dass die DDR wie von innen erodiert. Weniger, dass viele Leute weggingen, sondern die ganze Propaganda wurde immer lächerlicher und auch von den Bürgern selbst lächerlich gemacht und belächelt. Die politischen Stichworte der letzten Jahre waren Glasnost (Transparenz) und Perestroika (Umbau). Zwei Worte, die Gorbatschow prägte und die die DDR-Funktionäre nicht wirklich gerne hörten. Wir wurden irgendwie mutiger, offener, freier. Wie gesagt, auch ich habe im Unterricht mehr und mehr provozierende Fragen gestellt. Aber das hätte auch gründlich schief gehen können. Ich wundere mich wirklich, dass mir da nichts passierte.

Wie haben Sie den Fall der Berliner Mauer und die Wiedervereinigung Deutschlands erlebt?

Am 9. November 1989 war ich abends bei einem Beisammensein der Studenten. Wir als das zweite Studienjahr hatten für das erste Studienjahr eine Feier auszurichten. Da kam die Nachricht. Ich habe sie erstmal nicht wirklich fassen können und bin dann in meine Studentenwohnung gegangen. Am folgenden Tag fuhr ich nach Hause ins Wochenende. Meine Familie fuhr am Sonnabend morgens dann in den Westen. Als wir früh am Morgen auf die Autobahn auffuhren, war schon Stau, von Magdeburg bis nach Helmstedt in Niedersachsen. Ich bin dann wieder ausgestiegen und mehrere Kilometer nach Hause gelaufen. Meine Familie war erst abends in Helmstedt und ich habe den ganzen Tag vor dem Fernseher verbracht mit all den unglaublichen Bildern jubelnder Massen an den Grenzen. Das war für mich ein ganz besonderer Tag.

Ich war der Forderung nach der Deutschen Einheit, die dann bei den Demonstrationen aufkam, ehrlich gesagt sehr skeptisch gegenüber. Ich konnte es mir schlicht überhaupt nicht vorstellen, wie das gehen könnte. Dafür hatte ich einfach absolut kein Vorstellungsvermögen. Es kam wie es kam und wie es jetzt ist und das sehe ich heute als eine der unglaublichsten, friedlichen politischen Veränderungen der Geschichte an und bin sehr froh, dass es so ist.

Das Interview führte Ida Brand